

Hundert Meter unter Annaberg.

(Fortsetzung und Schluß.)

Weiter geht es. Der Boden unter uns ist kein fester Naturboden, sondern „taubes Gestein“, Geröll, das die Bergleute nach Ausbrechen des Erzes im Stollen einfach liegen ließen, um so auf natürlichem Wege die Erzader in ihrer ganzen Mächtigkeit zu erreichen. Man betrieb also damals sogenannten

„Förstenbau“ oder Raubbau.

Indem man den Stollen nicht systematisch anlegte, sondern immer nur der Erzader folgte, ohne Rücksicht darauf, ob es hoch, tief, senkrecht, wagemrecht, schmal oder breit ging. Man baute so nur den gefundenen Gang aus und füllte mit dem abgebauten Geröll die Stollenshöhle aus. Die Sicherheit ließ natürlich dabei viel zu wünschen übrig. Diese Art Raubbau konnte nur so lange fortgesetzt werden, wie es das eindringende Wasser erlaubte. Da seinerzeit noch keine rationellen Pumpanlagen vorhanden waren, so gebot die Natur den damaligen Bergleuten von allein Halt.

Unter solchen Betrachtungen waren wir inzwischen

bis unter die Bergkirche gelangt,

unserer Berechnung nach 60 Meter darunter. Wenige Schritte weiter ostwärts geht plötzlich ein großer Schacht hoch. Beim Hinein- und Hinaufsteigen gewahren wir darin die etagenförmig übereinanderliegenden Zwischenböden. Da die Leitern zwischen den einzelnen Stodwerken fehlten, konnten wir zur Erforschung dieses Schachtes nicht hinaufsteigen. (Hierbei handelt es sich um den Schacht, der beim Umbau der vormals Paul Löffel'schen Häuser, Münzgasse Nr. 1 und 3, neben dem früheren „Hotel zur Post“ mit seiner Tagesöffnung bloßgelegt wurde.) Dies war für uns eine weitere wichtige Entdeckung. Der Schacht hat eine mutmaßliche Höhe von rund 70 Meter.

Der „Silbermühlen“-Stollen fällt nunmehr, durch eine Felswand von dem Schachte getrennt, etwa 10 Meter tief. Mit Hilfe unserer mitgeschleppten Leiter fahren wir hinab und finden uns in Kürze

direkt unter dem T. A. W.-Haus,

was wir von dem vorerwähnten Schacht aus, dessen Lage ja genau bekannt ist, mit ziemlicher Sicherheit berechnen können. Majestätische Ruhe auch hier in 75 Meter Tiefe. Wir vergessen in diesen Augenblicken die hastende, aufregende Augenwelt droben. Aus der Ferne tönt plätscherndes Wasserrieffeln. Nichts hören wir von ratternden Maschinen da oben, nichts von fauchenden Autobussen. Kein Schall dringt bis hierher zu uns, wo Grabesstille herrscht.

Unter der westlichen Marktseite ändert der Stollen sein Bild. Bisher hatten wir nämlich immer trockenen Fußes gehen können, trocken und leer war stets unter uns der Boden. Vom T. A. W.-Haus bis zum „Museum“ hat der Stollen eine Mächtigkeit, die dem, der es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kaum glaubhaft erscheint.

Ein 6 bis 8 Meter hoher
und 3 bis 4 Meter breiter Riefentunnel

zieht sich gleich einer großen unterirdischen Verkehrsstraße in Richtung nach der Großen Kirchgasse. Doch Wasser über Wasser! Aus Felskissen fließen kleine Sturzbäche und vereinigen sich mit dem Bächlein, das aus dem Schacht an der Bergkirche kommt.

Ein dunkler Sumpf

mit herausragenden Felsblöcken ließ uns anhalten. Vielleicht ein verschlammter, eingestürzter und tiefer gehender Schacht? Zur Sicherheit wurde unsere Leiter über den schlackernden Abgrund gelegt und wir tasteten uns an den Wänden entlang hinüber. Ein feiner Sprühregen ergoß sich von oben, von den

Wänden ebenfalls; eine Veriefelungsanlage unter dem Markt! Also

Wasser über Wasser.

Hier unten merkten wir nichts von Wasser. Auch eine Verkehrsregelung benötigten wir nicht. Hier unten bestand keine Gefahr, daß uns jemand entgegenkam. Es sei denn, daß ein Berggeist auftauchte, um uns vor einer gefährlichen Stelle zu warnen.

Mächtige Felsblöcke türmen sich vor uns auf und versperren den Gang, als wir in der Gegend des Hutmacher Schmidt-Hauses

unter der Großen Kirchgasse

sind, 220 Meter vom Bergkirchenschacht entfernt, in genau südöstlicher Richtung. Indem wir weiterhin die Hälfte der vor- genannten Länge zurücklegten, stand

über uns die Westseite der St. Annenkirche.

Schon hofften wir, eventuell einen Zugang zu dem sagenhaften unterirdischen Gang vom früheren Franziskanerkloster nach der Hauptkirche zu finden, als plötzlich unser Silbermühlens- stollen mit scharfem Knick sich nach Süden wendete und dabei steil in die Tiefe ging.

So erreichten wir unter der Buchmann'schen „Sängerhalle“ (Große Kirchgasse 18) unseren tiefsten Punkt: rund 100 Meter unter Annaberg! Dies läßt sich auf einfache Weise nachrechnen. Der Eingang zum Stollen an der Sehma nordöstlich vom „Froh- nauer Hammer“ liegt 530 Meter über dem Meerespiegel, die unterste Stufe des Seitenportals der St. Annenkirche 626 Mtr. Da sich nun der Silbermühlensstollen fast horizontal mit geringer Steigung ins Pöhlbergfußmassiv hineinschiebt, größere Steigungen durch meist ebensolche Senkungen ausgeglichen werden, so mußte unser Standort unter der Sängerhalle nachmittags ¼ 3 Uhr, 600 Meter Luftlinie vom Ausgangspunkt entfernt (rund 800 Meter Wanderung), tatsächlich dem Höhenunterschied nach 100 Meter unter den Häusern von Annaberg liegen.

Wollte es nun der Zufall, kurzum, unter der „Sängerhalle“ in vorgenannter Tiefe, gebot uns

ein unterirdischer Teich

in der daselbst befindlichen Senkung des Stollens Halt. Das kristallklare Wasser wäre ein Paradies für Karpfen. Der Fisch- züchter Buchmann brauchte nur von seinem Grundstück aus 100 Meter in die Tiefe zu bohren, um das schönste Karpfentassin zu haben.

Von unterhalb des Marktplatzes aus hatte der Stollen sich auf durchschnittlich 1,50 Meter verengt. Unter der Sängerhalle erweiterte er sich und verlief nach der Scherbank bzw. nach dem hohen Weg zu, wodurch wir bestätigt fanden, daß der Silber- mühlensstollen nach „St. Michaelis“ an der Kleinrüderswalder Straße geht.

Da wir bereits

6 Stunden unter der Erde

waren und die weitere Begehung durch sich nötig machende Kletterei recht zeitraubend wurde, be beschlossen wir die Umkehr. Rückwärts ging es natürlich bedeutend schneller, wobei wir auf kurze Strecken auch die Seitengänge durchforschten. Wieder über Berg und Tal gelangten wir unter Markt, Frohnauer Gasse und Bruno Matthes-Straße hinweg nach der eingangs erwähnten adlerbähnlichen Aufschliff wiederum an unseren Ausgangs- punkt im Frohnauer Sehnatal. Es war inzwischen 6 Uhr nach- mittags und bereits dunkel. Froh, etwas einzigartig Niesgeschau- tes und Interessantes gesehen und erlebt zu haben, begrüßten wir mit einem aufatmenden

„Glückauf“ des Tageslicht.

Viele wichtige Erfahrungen haben wir gesammelt. Was wir gern wissen wollten, hatten wir erforscht. Dreierlei war es:

1. Der „Silbermühlen“-Stollen hat unterirdische Verbin- dungen mit den Fundgruben „St. Andreas“ und „St. Michaelis“, sowie mit dem großen Schacht bei der Bergkirche.

2. Es liegen noch sehr viele abbaufähige Silberadern unter Annaberg.

3. Mit dem vielen Wasser unter der Stadt würde jede Wasser- not abgewendet.

F. B. B.

Vier Töchter an einem Tage verheiratet.



Herr Stille und Frau
geb. Schulze

Herr Schneider und Frau
geb. Schulze



Herr Buhler und Frau
geb. Schulze

Herr Rother und Frau
geb. Schulze

traten am selben Tage in den heiligen Stand der Ehe. Wenn irgend jungen Frauen sind die Töchter eines Döbener Geman's auseinander- Die Jüngste steht im 19. Lebensjahr! Ihren Chef Den

Was der Zeitungsleser wissen muß!

Wieviel beträgt die durchschnittliche Größe der Frauen?

Die durchschnittliche Größe der Frauen ist sehr verschieden. Sie beträgt: bei den Italienern 152 Zentimeter, bei den Fran- zosen 154 Zentimeter. Die Spanierinnen sind im Durchschnitt nur 151 Zentimeter, die germanischen Frauen 159 Zentimeter groß. Am kleinsten sind die Japanerinnen mit 146 Zentimeter.

Die fliegende Holländerin

Roman von Alexandra v. Bosse

4)

Nachdruck verboten

Jolly Joker saß bequem an Lady Glens Hüfte geklehnt und blinzelte nach dem Sandwichsteller. Seine feuchte graue Nase bewegte sich lästern. Er liebte Anchovisbratlingen, aber war nicht ungebildig, denn er wußte, daß er seinen Teil bestimmt abbekommen würde.

„Natürlich nicht,“ sagte Lady Glen. „Jolly Joker versteht jedes Wort, aber er weiß auch ganz genau, daß er nichts zu fürchten braucht, so lange ich lebe!“

Ihre runde, weiße Hand strich dabei kitzelnd über den Kopf des Hundes.

In diesem Augenblick pochte es kurz und fast zugleich mit dem Pochen öffnete sich die Tür, ein mittelgroßer junger Mann mit sehr häßlichem, aber doch sympathischem Gesicht wurde sichtbar und seine muntere Stimme fragte:

„Darf ich hereinkommen?“

„Wir können nicht gut nein sagen,“ antwortete Claris, aber Lady Glen rief:

„Lieber Frank, sind Sie das? Sie können mir gewiß wegen Jolly Jokers guten Rat geben.“

Alme kannte Captain Frank Tankren bereits, er war zu Anfang ihres Pariser Aufenthaltes einmal dagewesen.

„Was ist los mit Jolly Joker?“ fragte er, Lady Glen die Hand schüttelnd. Dann setzte er sich und blickte von einem zum andern.

Er hatte eine Stupsnase, drollig gebogene buschige Brauen und kleine, braune, lebhaftige Augen. Sein Gesicht war mager und edig, aber er hatte einen hübschen Mund, der kräftige weiße Zähne sehen ließ, wenn er lachte, und er lachte viel. Ehe jemand seine Frage beantworten konnte, erzählte er, daß er von Spanien komme, wo er das neue spanische Flugzeug, das nie abstürzen kann, sich angesehen habe. Famoso Sache!

Captain Tankren war immer unterwegs. Er interessierte sich für alle Art von Sport, zurzeit besonders für den Flug- sport und alles, was mit Motoren in Bewegung gesetzt wurde. Schon unzählige Male hatte er als Passagier den Kanal im Flugzeug überquert und fortwährend war er auf Ostreifen. Auch nach Spanien war er geflogen, ebenso zurückgekommen.

Als Lady Glen ihm erzählte, um was es sich wegen Jolly Jokers handelte, sagte er gleich:

„Aber warum lassen Sie ihn nicht hinüberfliegen?“

„Fliegen?“ erkannte Lady Glen und sah Jolly Joker an, als erwarte sie, daß ihm plötzlich Flügel wachsen würden.

„Nichts einfacher,“ meinte Tankren und nahm dankend eine Tasse Tee aus Almes Hand in Empfang. „Viele Hunde sind schon so, die Quarantäne umgehend, nach England ge- bracht worden. Man landet nicht auf dem Flugplatz, sondern irgendwo auf einem vorher ausgesuchten flachen Feld, und die Sache ist gemacht. Wollen Sie selbst mit ihm hinüberfliegen, ja, Glen, kann ich...“

„Unter keinen Umständen! Sogar Jolly zuliebe nicht!“ wehrte Lady Glen ganz entsetzt ab. „Ich werde schwindlig, wenn ich nur so ein Ding sehe.“

„Beliebt Claris...“

„Fällt mir gar nicht ein, mir Jolly zuliebe den Hals zu brechen,“ erklärte sie.

„Nun, ich könnte ihn ja mitnehmen, wenn Sie ihn mir anvertrauen wollen.“

„Ihnen anvertrauen?“ fragte Lady Glen. „Kann man Ihnen etwas anvertrauen, Frank? Sie werden ihn gewiß ganz vergessen oder er wird Ihnen weglassen. Ich werde keine ruhige Stunde haben, wenn ich meinen armen Liebling Ihnen anvertrauen muß.“

„Ich würde ihn wie meinen Augapfel hüten,“ versicherte mit der Hand auf dem Herzen, Tankren.

„Ah, für ihre Augäpfel gebe ich keinen Penny, die sind bei Ihnen beständig in Gefahr.“

„Aber,“ pläbierte Tankren, „wenn Sie den Hund ohne Quarantäne nach England bringen wollen, geht es nur so. Einmal gelandet — man muß eine Notlandung fingieren — kummert sich dann kein Mensch um die Herkunft des Hundes.“

„Lassen Sie mich mit Jolly fliegen, Lady Glen,“ sagte plötzlich Alme.

„Sie, Alme, Sie wollten...?“

„Warum nicht? Ich habe es mir schon längst gewünscht, einmal zu fliegen.“

„Aber über den Kanal!“

„Das würde mir ganz besonders Vergnügen machen. Ich fürchte mich gar nicht, ich freue mich darauf,“ versicherte Alme, und Lady Glen erhob sich, umarmte sie zärtlich:

„O, Sie liebes Kind, ich weiß, das sagen Sie nur, mich zu beruhigen.“

Clariss sagte gelangweilt:

„Kann ja gar nichts passieren, wenn Jolly Joker dabei ist. Jolly Joker ist wie ein schlechter Pfennig, der immer wieder auftaucht, und seine Anwesenheit im Flugzeug sichert es vor jedem Unfall.“

„Hunde gelten überhaupt als Talisman im Flugzeug,“ murmelte Tankren.

Danach war alles schnell abgemacht. Lady Glen sollte mit Claris nach London vorausreisen, dort Alme mit dem Hund erwarten, wohin Captain Tankren sie von der Landungsstelle aus begleiten wollte. An diesem vorausbestimmten Landungs- platz sollte ein Auto die Fliegenden erwarten.

Alles verlief programmäßig. Nachdem Lady Glen und Claris abgereist waren, begab sich Alme mit Tankren und Jolly Joker nach Calais, von dessen Flugplatz aus das Flug- zeug starten sollte. Tankrens Freund, Jack Crawford, war nicht Berufspilot, er betrieb die Fliegerei als Sport. Ein magerer, kleiner, wortreicher Kerl, der schon unzählige Male den Kanal überquert hatte. Er sah es als besonderen Sport an, den englischen Behörden ein Schnippen zu schlagen und einen Hund einzuschmuggeln. Aber er hatte gerade nur ein offenes Flugzeug zur Verfügung, das allerdings hinter dem Fährschiff Raum für zwei Personen bot und für alles Gepäck. Jolly Joker war für die Lustreise in einer gepolsterten Kiste untergebracht.

Alme hatte in München manches Flugzeug starten sehen und sich immer gewünscht, einmal mitfliegen zu können. Das waren immer schöne, große Passagierflugzeuge gewesen, mit geschlossener Kabine. Als sie nun Crawford's kleine, zerbrech- liche Maschine sah, klopfte ihr doch recht ängstlich das Herz. Aber sie ließ sich nichts merken; resolut stieg sie ein, ließ sich anschnallen. Sie war so in Leder und Pelze eingehüllt, daß nur noch ihre Nasenspitze zu sehen war, nachdem auch ihre Augen hinter einer riesigen Schutzbrille verschwunden waren.

Von Calais bis Dover ist durch die Luft nur eine sehr kurze Strecke, als Alme gerade anfang, reines Vergnügen an dem Fluge zu empfinden, schwebten sie schon über Dover, und dann lenkte sich das kleine Flugzeug in Spiralen auf ein weites Feld herab, setzte ganz sanft auf Haferstoppeln auf, rollte aus, und sie waren gelandet. Als Neugierige herbeikamen, war Jolly Joker schon aus seiner Kiste befreit, und niemand schenkte dem kleinen, grauen Hund Beachtung, der um das notgelandete Flugzeug freudig bellend herumließ.

Während des Fluges hatten Tankren und Alme sich nicht unterhalten können, das Geknatter der Propeller hatte es un- möglich gemacht. Als sie nun in dem in einiger Entfernung auf der Landstraße verabredungsgemäß wartenden Auto saßen, daß sie nach London bringen sollte, fragte er, wie ihr der Flug gefallen hätte, und Alme zeigte sich ganz begeistert. Sie hätte es sich gar nicht so schön vorgestellt, nur zu kurz sei der Flug gewesen.

„Ah, Fräulein Wendreuth, allerdings zu kurz!“ stimmte Tankren zu. „Mit Ihnen würde ich allzugern bis ans Ende der Welt fliegen!“

„Ich würde sehr gern mitfliegen,“ erklärte sie ganz un- befangen, „wundervolle Art zu reisen.“

„Mit mir?“ fragte er, und dann ging sein Herz über. Er sagte ihr, daß er sie liebe, weil sie so schön und so mutig sei und machte ihr ohne Umschweife einen Heiratsantrag.

Aber er nahm es nicht übel, als Alme, ebenfalls ohne Umschweife, es ablehnte, sich mit ihm zu verloben. Er sagte feuchend, so ginge es ihm immer, er sei schon ganz daran gewöhnt. Ihm sei ein entflammendes Herz von Natur mit- gegeben worden, aber leider nicht ein Mädchenherzen ent- flammendes Neuhers, darum würde es sein Schicksal sein, un- beweist durchs Leben zu gehen.

Er machte ein betrübtes Gesicht, seine drollig gebogenen buschigen Brauen zuckten schmerzhaft, aber als er glaubte, daß sein Schmerz Alme beunruhigte, tröstete er schnell:

„Machen Sie sich deshalb keine Gedanken, liebe Alme, Wenn es auch sehr schmerzhaft für mich ist, daß Sie mich nicht heiraten wollen, so werde ich mich doch nach und nach damit abfinden, besonders, wenn Sie mir erlauben, mich von nun an Ihren besten Freund zu nennen.“

„Sie können meiner Freundschaft gewiß sein, lieber Frank,“ sagte sie herzlich. „Ich werde immer mit Vergnügen an meinen ersten Flug zurückdenken, den ich Ihnen verdanke, und dabei natürlich mich auch immer an Sie erinnern.“

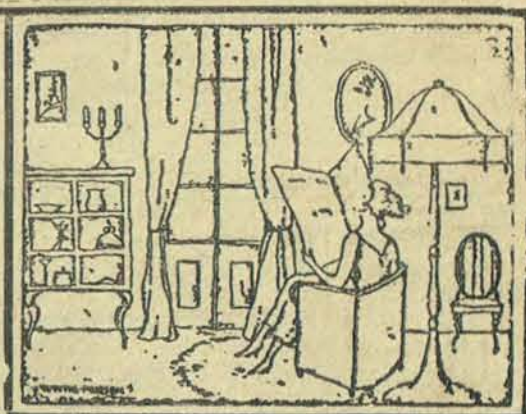
„Famos!“ sagte er, schon ganz vergnügt. „Es geht doch nichts über Freundschaft!“

(Fortsetzung folgt.)



Obererzgebirgischer Hausfreund

Sonntags-Lesecke des T. A. W.



Der Kojak und die Nachtigall.

1. Fortsetzung.

Roman von Leo Perutz und Paul Frank.

Nachdruck verboten!

Copyright 1928 by Verlag der Münchner Illustrierten Anstalt & Hirth G. m. b. H., München.

Die Wirkung, die Hydies Worte ausübten, war erschütternd. Tremoliere's Blicke verzerrten sich. Sein dünner Schnurrbart schien sich hilflos sträuben zu wollen. Seine Augen wurden starr und füllten sich mit Tränen. Seiner Kehle entrang sich ein trostloses Achzen. Schließlich warf er seinen gefunden rechten Arm auf den Tisch und verbarg das Gesicht. Seine Schultern wurden von einem Hustenanfall auf- und niedergeschleudert.

„Um Gottes willen, fassen Sie sich doch,“ flüsterte Hydya be- stürzt und beugte sich über ihn.

Vor Schmerz und Wut halb von Sinnen, zerbiss Tremoliere sein feidenes Taschentuch. „O, wie ich mich vor Ihnen schäme.“

„Auch mir hat man weh getan. Herr de la Tremoliere.“

„Was ist das alles gegen das Spiel, das mit mir getrieben wurde?“ Allmählich bekam er seine Nerven wieder in seine Ge- walt. Er versuchte, sich eine korrekte Haltung zu geben. „Jetzt erst erkenne ich, wie ich betrogen worden bin... Beispiellost! Den Ring behalten Sie, Fürstin! Ich bitte Sie darum... Ich nehme kein Geld. Diese Schuld wird mir der Fürst nicht mit Geld bezahlen...“

Hydia berührte mit den Spitzen ihrer schönen Finger zärt- lich seine abgemagerte schlante Hand. Es war, als ob sie selbst nach einem Halt suchte.

„Und wenn ich Sie bezahle?“ „Ach, ich, Hydya Ogolenskij zahle die Schuld meines Mannes...“

Mit stummer Frage hob er die Augen zu ihr auf.

„Wie darf ich das verstehen?“

„Die Kugel in Ihrem Arm soll einen Sinn bekommen. Sie sollen sich für die Fürstin Ogolenskij geschlagen haben... Ich erwarte Sie heute um vier Uhr nachmittags auf der Hotelterrasse.“

Auch der König von Spanien!

Noch immer ein wenig betäubt und nicht im klaren darüber, welche Wendung sein Schicksal nehmen sollte, sah Kaper de la Tremoliere auf der Terrasse des Hotels Metropole.

Die Brust tat ihm weh. Der Wind kam von der Landseite und war mit Küchengeschmecken und kaltem weißem Staub ge- sättigt, den die Automobile emporwirbelten. Er reizte zum Husten.

Der Himmel leuchtete im tiefsten Dunkelblau.

Rings um Tremoliere wurde vom Spiele gesprochen.

Ein Portugiese mit grauen Haaren und Papageienaugen er- zählte am Nebentisch einer scharf parfümierten, nicht mehr ganz jungen Dame ein tragisches Erlebnis. „Die 17“, krächzte er, „ist fünfmal nacheinander herausgekommen... fünfmal...“

Die Dame gluckte interessiert. Sie hatte kupferrote Dauer- wellen und war schon für den Abend geschminkt. „Haben Sie sie gehabt?“

„Nein, ich spiele immer nur les quatre premiers... Aber nach dem fünften Male ließ ich mich hinreißen, 17 en plein zu legen...“

„Und?“

„Dann kam Zero.“

Die geschminkte Dame ließ ein boshaft heiseres Achzen hören.

„So geht es, wenn man seinen Grundfähnchen untreu wird. Ich sehe immer nur einfache Chancen...“

Links von Tremoliere verlaufte ein melancholischer Gentle- man mit gebogenen Fingernägeln an zwei Pariser Kolonnen weiße Papierpäckchen mit Kola, das er aus Frankreich herüber- gebracht und reichlich mit Speisesoda verfeinert hatte.

Tremoliere bemerkte hier und dort bekannte, halb vergessene Gesichter von Leuten, denen er vor Jahren begegnet war... in Rom, in Brüssel, in Lissabon...

Ihn selbst schien niemand zu erkennen.

Major Vacoche, Kamerad von Saint Cyr her und Waffen- gefährte von Verdun und Ypern, wandte verlegen den Kopf ab, als sich ihre Blicke zufällig kreuzten.

Dorothy Tabourie, die, als sie noch unten im Olympia tanzte, seine Geliebte gewesen war, sah mit einem in Ehren er- grauten englischen Parlamentarier da und blickte fremd an ihm vorbei.

Ein Raunen der Zustimmung und Anerkennung erhob sich an allen Tischen, als der Schah von Persien einem kleinen Blu- menmädchen eine Rose für einen Louis abblaufte und sie mit einer Beste erotischer Galanterie einer zufällig neben ihm sitzenden Berliner Filmdiva lachend ins Defilé warf.

„Burton! Burton!“ ertönte es plötzlich immer lauter anschwellend. „Burton...“

Und es erschien — begleitet von einigen Landsleuten und einer Schar von bedrängten Damen, die werbend und schühend seine Taschen umdrängten — ein kleiner, vertrockneter Mann mit einer Haken Nase im brutalen Lächeln, eine Zigarre im Mundwinkel — der Amerikaner Burton, der gestern die Bank gesprengt hatte.

Alle Augen wandten sich voll Bewunderung, Neid und Neugierde dem Triumphanten über die Maschine, dem Heros des Tages zu. Sein Monokel blinzelte. In seinen Blicken lag das Be- wußtsein seiner Macht, kalte Gier und Verachtung.

In der Mitte der Terrasse ließ er sich geräuschvoll mit seiner Leibgarde nieder.

„Whisky!“

Die Kellner überstiegen sich.

Die Gesichter der Herren erstarrten. Die Damen lächelten faszinierend und hingebend.

„Burton! Burton...“

Von allen Seiten wurden Fragen laut.

„Wie sprengt man die Bank?“

„I don't know.“

„Spielen Sie nach einem System?“

„I don't know.“

„Was werden Sie mit dem vielen Gelde machen?“

„I don't know.“

Da — endlich — kam Hydya Thamaron.

Ihre Nachmittagstoilette aus weicher bordeauxroter Liberty- seide schmiegte sich beim Gehen eng um ihre schlante Gestalt. Auf ihren Schultern lag ein süßig schimmernder Polarfuchs. Ein runder Hut aus dunklem Manilla stroh verbarg mit seinem breiten Rand die Unruhe ihres suchenden Blickes.

Tremoliere sprang auf und eilte ihr entgegen.

„Wo sitzen Sie?“ rief Hydya. „Nein, das geht nicht. Einen anderen Tisch... Kommen Sie hierher...! An den Rand der Terrasse. Hier sind weniger Leute.“

„Es ist mir vollkommen unbegreiflich“, sagte Tremoliere unermittelt, während Hydya an ihrer Teeschale nippte, „wie ich jene andere Dame damals für die Fürstin Ogolenskij halten konnte... Wo muß ich nur meine Augen gehabt haben...“

Hydia lächelte.

„Wie hat sie ausgesehen?“

„Das habe ich vergessen.“

„Aber Sie müssen doch wissen, ob sie groß oder klein war, blond oder dunkel, hübsch war sie ganz gewiß!“

„Ich weiß es nicht. Ich schwöre Ihnen, daß ich es nicht weiß. Seit ich die echte Fürstin Ogolenskij kenne, ist mir jede Erinnerung an die falsche entschwunden.“

„Ich möchte wissen, wie lange es dauern wird, bis Sie auch mich... Mein Gott! Was ist das? Sehen Sie dort unten auf der Promenade...“

Erstaunt folgte er der Richtung ihrer Blicke.

„Ein Photograph“, konstatierte er. „Er stellt seinen Appa- rat auf und sein Gehilfe legt die Platten ein... Warum erschreckt Sie das?“

„Begreifen Sie nicht?“ fragte die Sängerin in höchster Er- regung. „Begreifen Sie nicht, was das bedeutet? Das geht von ihm aus... Das sind seine Kreaturen! Sie führen irgend etwas im Schilde. Irgend eine Teufelei, die uns auseinander- bringen... die Sie verderben soll...! Kellner! Ihren Chef! Den Direktor... Sie sind der Direktor? Was ich wünsche? Sehen Sie diesen Photographen? Was für eine beispiellose Begeisterung! Jagen Sie die Leute weg!... Lassen Sie den Mann auf der Stelle verhaften...!“

Illustrierte Jugendzeitung



Winterlust.

Wohin man schaut, nur Schnee und Eis.
Der Himmel grau, die Erde weiß;
Sei, wie der Wind so lustig pfeift,
Sei, wie er in die Backen kneift!
Doch meint er's mit den Reuten gut,
Erfrischt und stärkt, macht frohen Mut.
Ihr Stubenhocker, schämet euch,
Kommt nur heraus, tut es uns gleich.
Bei Wind und Schnee auf glatter Bahn,
Da hebt erst recht der Jubel an!

Annaberg, den 5. Januar 1924.

Liebe Nichten und Nissen!

Nun ist das neue Jahr angebrochen. Hoffentlich seid Ihr alle recht gut und gesund ins neue Jahr gegangen. Anfänglich des Jahreswechsels haben mir viele Nichten und Nissen zum neuen Jahre die besten Wünsche dargebracht und zum Teil auch die ihrer lieben Eltern. Ich danke allen herzlichst dafür und erwidere sie nochmals nachträglich. Es hat mich gefreut, daß auf meine Anregung fast alle Nichten und Nissen — manche recht ausführlich — geschrieben haben, was sie alles zu Weihnachten begehrt bekommen haben. Ich konnte daraus sehr gut erkennen, daß Ihr fast alle recht artig gewesen sein müßt. Das hat mich sehr gefreut. Einige von Euch waren gleich mit Beginn des neuen Jahres auch wieder recht fleißig und haben schon die ersten selbstgefertigten Rätsel eingekandt. Hoffentlich hält dieser Fleiß auch das ganze Jahr weiter so an, dann wird Euch der Wochen-

blattonkel doch mal eine besondere Belohnung zukommen lassen müssen. Aber erst, wenn das Jahr rum ist!

Nun zu Euern netten Briefen. Lieber H. und liebe H. Dr., für Euern gemeinsamen Brief herzlichen Dank. Leider ist das Silberrätsel etwas spät angekommen, so daß ich es erst das nächste Mal verwenden kann. — Lieber Heinz D., auch Dir danke ich für den ausführlichen Brief. Galt, die Karte war doch fein? Lauf' nur immer tüchtig Schlittschuh, das ist gesund für Dich. Bist Du dabei auch schon mal gefallen? Das gehört doch auch dazu! — Gertrud F. hat ja recht viel zu Weihnachten bekommen. Der Onkel freut sich auch darüber. Bleib' weiter recht brav, dann bringt auch der Osterhase wieder etwas Schönes. Die Neu- jahrskarte war sehr schön, vielen Dank dafür. — Auch Elfriede R. danke ich herzlichst für die schöne Gratulation. — Nicht wahr, Johanna Schl., unsere Kinder-T. A. W.-Zeitung ist sehr niedlich. Die kleine Schrift wird durch Photographieverkleinerung herge- stellt und danach dann das Bild von der Zeitung gedruckt. Es freut mich, daß Du Deine Zeit für die Schularbeiten verwen- dest. Aber ab und zu kannst Du doch sicher mal schreiben? — Lieber Heinz D., über Deine drollige Karte habe ich mich sehr gefreut. Hoffentlich ist Dir jetzt wieder etwas besser, daß Du zum nächsten Mal wieder an mich schreiben kannst. — Liebe Marianne K., es freut mich, Dich auch in dem neuen Jahre wieder unter den fleißigen Einsendern zu sehen. Schickst Du mal ein selbstgefertigtes Rätsel? Oder hast Du wenig Zeit zum Schreiben? — Liebe Lisa W., vielen Dank für Dein Silber- rätsel, das ich gleich mit verwendet habe. Hoffentlich erhalte ich noch öfter Rätsel von Dir. — Luise A.-B., vielen Dank für die schöne Karte mit den Rätsellösungen. — Rudi J. danke ich ebenfalls für sein Füllrätsel. Weiter so, dann wirst Du mit einer der fleißigsten Nissen werden. — Liebe Kläre F., für Deine Neujahrswünsche besten Dank. Dein Silberrätsel ist sehr nett. Ich werde es mit verwenden. Schreib bald wieder. Schließlich danke ich auch Josef B. für ihren lieben Brief. Nur die Steno- graphie kann der Onkel nicht lesen, da er nicht Gabelberger schreibt.

Liebe Nichten und Nissen, Ihr werdet bei dem schönen Win- terwetter wohl alle jetzt tüchtig Ski fahren oder Schlittschuh tau- fen und rodeln. Das ist das Schönste und Beste, womit Ihr Euere freie Zeit ausfüllen könnt. Selbstverständlich dürfen aber die Schularbeiten nicht darunter leiden. — Uebrigens haben die Nichten Gisela Br. und der Nisse Hans Schr. zwei sehr schöne Aufösungen des Puffelspiels eingekandt, wofür sie ein Extralob an dieser Stelle ausgesprochen bekommen. Nun, liebe Nichten und Nissen, bleibt hübsch gesund und schreibt für das nächste Mal alle an

Euern Wochenblatt-Onkel.

Arnes sonderbares Nordpol-Erlebnis.

Der kleine Arne war erst acht Jahre alt, aber er trieb tüchtig Sport.

Er war ein kräftiger kleiner Bursche, der die feste Absicht hatte, einmal Flieger zu werden. Nicht etwa Flieger-Radsfahrer, sondern so ein ganz echter Flug- zeugführer, am liebsten in einem Ra- ketenflugzeug, wie er das leztthin in einer Zeitschrift abgebildet ge- sehen hatte.

Vorläufig trieb er auf den Anla- gen der Stadt noch Stippport und daraus wird nun die Geschichte:

Der kleine Arne war auch den ganzen Silvesterabend in der herrlichen Winterluft auf seinen kleinen Skiern herumgetollt und hatte sich die Backen tüchtig rot gefroren. Als er nach Hause kam, da merkte er erst wieder an den Vorbereitungen seiner Mutter, daß heute ein Festtag war.

Als der Vater nach Hause kam, bestürmte er ihn:

„Gelt, Bati, wenn das neue Jahr beginnt, es bummst und krachst und unten auf der Straße die grünen, roten Lichter auf- flammen, da möchte ich zum Fenster hinausschauen.“

„Gewiß, mein Kleiner, du darfst aufbleiben, wenn du recht artig bist.“ Der kleine Arne sprang zu seiner Mutter und er- zählte ihr freudestrahlend, daß Papa erlaubt habe, daß er bei den Großen bleiben dürfe. Diese brummte nur: „Wirst ja doch einschlafen.“

Das wollte sich Arne natürlich nicht nachgeben lassen und er gab sich alle Mühe, seine Augen offen zu halten. Er spielte mit seinem Raketenauto, das er zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte.

Als noch einige Bekannte der Eltern eingetroffen waren, kimmerte man sich um den kleinen Arne nicht mehr und der sah bald in einer Ecke hinter dem Christbaum und war richtig eingeschlafen. Sein Raketenauto lag auf seinem Schoß und daneben der Kompaß, den ihm ein Onkel zum Andenken geschenkt hatte, damit er ihn später an seiner Uhrkette tragen könnte. Der Kom- paß zeigt immer nach Norden, hatte der Vater ihm erzählt, dorthin, wo das ganze Jahr Eis und Schnee liegt.

Siehe da, plötzlich fühlte Klein-Arne seine Stier wieder un- ter den Beinen, sein Raketenauto zog ihn mit Sturmesseile in der Richtung, in der der Kompaß auf seiner Brust zeigte.

— Auf einmal war die Fahrt zu Ende und Arne lag auf dem Nordpol. Hu, war das hier kalt, und die Magnet- nadel wurde immer mehr nach der Erde zu gezogen.

Da stand sie aber nicht mehr still, sondern drehte sich im Kreise wie toll und wurde ganz glühend. Davon aber schmolzen

